

„Dienet dem Herrn mit Freuden“

*Predigt von Bischöfin Dr. Beate Hofmann über Ps 100,2 im Jubiläumsgottesdienst 150 Jahre
Waldecksches Diakonissenhaus Sophienheim am 3.7.2022*

Liebe Festgemeinde!

Wir feiern heute 150 Jahre diakonisches Engagement und gelebte Nächstenliebe in Bad Arolsen und Waldeck-Frankenberg. Seit 150 Jahre stellen sich hier Frauen und auch Männer in den Dienst am Nächsten, pflegen Kranke, begleiten Menschen im Alter oder im Leben mit einer Behinderung oder unterstützen junge Menschen auf dem Weg ins Erwachsenwerden. Dafür möchte ich erst einmal sehr herzlich Danke sagen an alle, die hier mitarbeiten und ihre Zeit und ihre Kraft in den Dienst am Nächsten stellen, sei es haupt- oder ehrenamtlich. Danke, dass Sie das tun! Danke im Namen der Menschen, für die Sie da sind oder für deren Angehörige Sie eine immense Entlastung bringen. Danke auch im Namen von Kirche und Diakonie, die davon leben, dass Menschen ihren Glauben mit Herz und Mund und Tat und Leben bekennen und für ihre Nächsten da sind.

Vielleicht ist Ihnen im Moment gar nicht nach Feiern zumute. Zu nah sind noch die schrecklichen Bilder und Erfahrungen von der Amokfahrt in Berlin. Viele Menschen hier aus Bad Arolsen und Umgebung sind betroffen, ihr bisheriges Leben ist brutal zerstört oder verändert worden. Doch gerade angesichts solcher sinnloser Gewalterfahrung ist es umso wichtiger, Nächstenliebe, Solidarität und Gemeinschaft zu stärken.

Denn eine Haltung der Liebe ist das, was wir als Christinnen und Christen der Gewalt und dem Hass in unserer Gesellschaft und weltweit entgegensetzen. Und darum ist es gut und richtig, gerade heute und hier über den Dienst der Nächstenliebe miteinander nachzudenken und die zu stärken, die diesen Dienst tun, hier in Bad Arolsen und überall.

„Dienet dem Herrn mit Freuden“ Dieses Wort aus Psalm 100 stand über dem Dienst im Diakonissenhaus. „Dem Herrn mit Freuden dienen“? Vermutlich werden nur wenige Mitarbeitende im Diako das heute als ihre Arbeitsplatzbeschreibung oder ihre Motivation beschreiben. Sie sagen eher: „Ich will für Menschen da sein, etwas Sinnvolles tun, einen Beitrag dazu leisten, dass Menschen in Not geholfen wird oder Menschen besser leben können.“ Der Glaube an Gott steht für viele dabei mehr oder weniger deutlich im Hintergrund, für andere spielt er kaum eine Rolle.

Auch das „Dienen“ ist für viele Menschen heute eher ein schwieriger Begriff. Dienen, das ist verbunden mit Bildern von unterwürfig sein, die eigene Freiheit aufgeben, ausgenutzt werden. Und mit Freuden dienen? Vielen, die gern in diakonischen Einrichtungen und

sozialen Berufen gearbeitet haben, ist in den letzten zweieinhalb Jahren mit der Pandemie die Freude vergangen. Personalnot, das Arbeiten unter Maske und Vollschutz, Kontaktbeschränkungen und Lockdown und auch das schnelle Sterben oder die langen Erkrankungen von Menschen, die sich mit Covid19 infiziert haben, all das hat es sehr schwer gemacht, sich gut um Menschen zu kümmern und dabei noch Freude an der Arbeit zu haben.

Ich sehe die Erschöpfung und die Abwanderung von Mitarbeitenden aus der Diakonie mit großer Sorge. Denn unsere Gesellschaft, unsere ganze Welt braucht Menschen, die sich in diesen Dienst stellen. Sonst reißen unsere sozialen Netze, sonst leben und sterben Menschen unter schrecklichen Bedingungen. Und in einem solchen Klima der Lieblosigkeit möchte vermutlich niemand von uns leben. Damit das nicht geschieht, müssen wir alle zusammenwirken.

Wir müssen bessere Bedingungen für Pflegende und Mitarbeitende in diakonischen Einrichtungen schaffen und das wird Geld kosten, uns alle. Und wir müssen endlich anerkennen, dass die Arbeit in Pflege, Begleitung und Erziehung von Menschen ein wichtiger Dienst für unsere Gesellschaft ist, wertvoll und anerkannt und nicht etwas, wo sich Menschen mit Schaudern abwenden und sagen: „Wie du das machen kannst? Das ist doch unappetitlich oder unangenehm, Menschen zu füttern oder zu waschen oder beim Toilettengang zu helfen.“

Die Idee der Diakonie hat genau damit begonnen, dass Menschen sich nicht abgewendet haben, sondern hingesehen und hingelangt haben. Die Geschichte vom Barmherzigen Samariter erzählt genau davon. Da liegt einer zusammengeslagen am Wegesrand und zwei gehen vorbei, ausgerechnet zwei Menschen des Glaubens haben Wichtigeres zu tun, als einem Verletzten zu helfen. Und dann kommt einer, der zu einem anderen Volk gehört, ein Samaritaner, der für die damaligen Zuhörer das Falsche glaubt, aber das richtige tut. Er sieht hin, bleibt stehen, nutzt, was er hat, um die Wunden zu verbinden und den Verletzten aus seiner Notlage zu holen. Wichtig am Dienst des Samaritaners ist: Er tut das, was Not wendet und weiß, wo die Grenze ist. Er bringt den Verletzten in eine Herberge, versorgt ihn und kümmert sich um ihn. Und am nächsten Tag gibt er dem Wirt Geld, damit der ihn weiter pflegt. Er selbst aber zieht weiter seines Weges.

Ich finde diese Geschichte ein wunderbares Beispiel für das, worauf es in der Nächstenliebe ankommt: Zu sehen, wenn jemand Hilfe braucht, sich in den eigenen Geschäften unterbrechen lassen, weil die Not des anderen berührt, das tun, was notwendig ist und die Not wendet und um die eigenen Grenzen wissen und so helfen, dass es den oder die andere nicht in unnötige Abhängigkeit führt. Darum geht es im Kern von Nächstenliebe, das ist das Grundprogramm von Diakonie. Heute geschieht das in einem Zusammenspiel von Haupt- und Ehrenamtlichen, von Unterstützung von Familien, die sich selbst kümmern, aber Hilfe dabei brauchen, von Nachbarschaften und professioneller Hilfe durch die Diakonie oder andere soziale Einrichtungen.

Und welche Rolle spielt Gott dabei? Die Frauen, die vor 150 Jahren ihr Leben dem Dienst am Nächsten verschrieben haben, die haben das aus ganz unterschiedlichen Motiven getan. Sie wollten ihrem Glauben sichtbar Ausdruck verleihen und die schreckliche Not, die sie um sich

erlebt haben, lindern. Sie wollten einen Beruf erlernen und eine Perspektive im Leben haben. Viele Frauen, die Diakonisse geworden sind, hätten andernfalls unverheiratet als Magd auf dem Hof eines Bruders oder als geduldete Angehörige im Haus leben müssen. Das Diakonissenleben bot Frauen eine Alternative, Gemeinschaft und Anerkennung in einer geachteten Rolle.

Heute haben sich viele Rahmenbedingungen geändert. Heute kann man als Frau einen sozialen Beruf ergreifen, ohne Diakonisse werden zu müssen, man kann Beruf und Familie verbinden, manchmal mehr schlecht als recht, aber es ist keine Alternativentscheidung mehr. Und jede Mitarbeiterin, jeder Mitarbeiter ist Teil der Dienstgemeinschaft der Mitarbeitenden, einer Gemeinschaft, in der ein guter Geist herrscht, in der man sich gegenseitig unterstützt und kümmert, wenn es persönlich gerade nicht gut geht. Das ist jedenfalls die diakonische Kultur, der ich in vielen diakonischen Einrichtungen begegnet bin.

Und der Glaube? Viele Mitarbeitende, so meine Erfahrung aus Forschungsprojekten und eigener Arbeit in der Diakonie, viele betrachten ihren Glauben eher als Privatsache und wissen nicht so recht, was sie mit dem christlichen Horizont der Diakonie anfangen sollen. Für das Selbstverständnis diakonischer Einrichtungen spielt der Bezug zum christlichen Glauben nach wie vor eine tragende Rolle. Diakonie ist getragen vom Geist der Nächstenliebe, der sich aus dem christlichen Glauben speist. Erzählungen wie die vom barmherzigen Samariter oder das Gebot der Nächstenliebe geben uns in der diakonischen Arbeit Orientierung und helfen uns in den unzähligen Dilemmasituationen diakonischer Arbeit, gute Entscheidungen zu fällen.

Aber der christliche Glaube tut noch viel mehr. Er ist Kraftquelle für die, die ihn teilen und gelernt haben, aus der Kraft des Glaubens zu leben. Manchmal zeigt sich das an ganz kleinen Momenten. Ein Gebet an einem Sterbebett, ein Segen zum Abschied bei einem Verstorbenen, ein Willkommensgruß für eine neue Mitarbeiterin, ein Haussegen beim Einzug in die Senioreneinrichtung. Das sind Momente, in denen die Bilder und Rituale, die dem christlichen Glauben Ausdruck geben, Sprache und Formen bieten in Situationen, wo die eigenen Worte und Gesten fehlen.

Und warum ist das „Dem Herrn dienen“, wie Psalm 100 sagt? Die christliche Nächstenliebe geschieht unter einer ungewöhnlichen Verheißung. Christus sagt seinen Jüngerinnen und Jüngern kurz vor seinem Abschied: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern oder Schwestern, das habt ihr mir getan. Wo immer ihr jemandem zu essen oder zu trinken, ein Dach über dem Kopf oder Kleider gebt, ihn besucht, pflegt oder beerdigt, da tut ihr mir das.“ (Mt 25, 40) Damit identifiziert sich Christus mit den Menschen, die in Not sind. Und er macht die diakonische Arbeit zu einem Ort der Christusbegegnung. Da, im anderen, der Hilfe braucht, da begegnest du Christus. Oft merkst du das gar nicht, denn das erschließt sich erst im Rückblick. Aber da, wo ich mich in den Dienst anderer Menschen stelle, ihre Not lindere, ihnen die Unterstützung gebe, die sie brauchen, da diene ich Gott und das ist Gottesdienst im Alltag.

So Gott zu begegnen heißt nicht, dass ich ständig über meine Grenzen gehen oder mich ausbeuten lassen muss. In der heutigen Welt muss Arbeit in der Diakonie gerecht gestaltet und anerkannt werden. Aber diese Zusage von Jesus Christus bedeutet, dass da noch mehr

und anderes geschieht, hinter den Dingen, auf den zweiten Blick. Da, wo du einen alten Menschen versorgst, ein Kind begleitest, da ist Christus mit dabei, stärkt dich, sieht dich, schützt dich, ist dein Gegenüber. Das immer wieder neu zu entdecken, macht Arbeit in der Diakonie zu etwas ganz Besonderem, seit 150 Jahren bis heute und in Zukunft. Amen.